

# WEIHNACHTEN IN PAPUA 1978

In den Bergen von Papua Neu Guinea wusste bis vor wenigen Jahrzehnten niemand etwas von Weihnachten. Die Menschen hatten andere Feste, bei denen sie, bemalt und mit Federn geschmückt, stundenlang trommelten und sangen. Sie waren überzeugt, dass die Geister ihrer Toten bei ihnen waren und dass auch die Natur voll von Geistern war. Und da es am Äquator keine Jahreszeiten gibt, hatte Zeit für sie keine Bedeutung, niemand kannte so etwas wie Wochen, Monate oder gar Jahre. Fast jeder Tag beginnt sonnig und meistens regnet es am Nachmittag.

1958 kam Pater Szabo als Missionar in die Berge Neu Guineas. Gemeinsam mit einheimischen Begleitern wanderte er in eine abgelegene Gegend, in der die Leute noch in der Steinzeit lebten. Er war der erste weiße Mann, der im Dorf namens Kasap auftauchte und die Papuas hielten ihn für einen Geist und liefen davon. Seine Begleiter riefen den Leuten zu: „Fürchtet euch nicht! Siehe da, dieser Mann ist gekommen, um euch das Wort Gottes zu bringen!“

In Kasap, 2.500 Meter über dem Meer, erbaute Pater Szabo eine Missionsstation und erzählte den Papuas von Jesus. Jedes Jahr zu Weihnachten sagte er: „Heute ist ein besonderer Festtag! Heute feiern wir das Kommen des Erlösers.“ Für die Dorfbewohner war Pater Szabo ein mächtiger und reicher Mann. Er sorgte dafür, dass eine Straße gebaut wurde und kam nach der Fertigstellung mit einem unglaublichen Ding, das sich von selbst fortbewegt. Mit dem Auto brachte er Wellblech mit dem er sich ein kleines Haus und eine große Kirche baute. So glaubten die Papuas das, was Pater Szabo ihnen erzählte. Sie hatten kein Problem, sich taufen zu lassen und weiterhin ihrem Geisterkult zu vertrauen. Und da der Pater immer wieder einmal sagte: „Und wieder ist Weihnachten, ein Jahr ist vergangen!“ begannen die Leute die Weihnachten zu zählen und sagten zu ihren Kindern: „Du hast schon 3 und Du hast schon 5 Weihnachten gewonnen“, und so wussten die Kinder wie alt sie waren und zählten mit jedem Weihnachten weiter.

1978 kam ich als Entwicklungshelfer nach Kasap, auf die Missionsstation von Pater Szabo. Ich arbeite mit den Jugendlichen, damit nicht alle von ihnen in die Städte davon laufen um dort einen Job zu suchen, den nur einer von Hundert findet. Und ich half den Dorfbewohnern, Enten zu halten und Gemüse anzubauen, das sie in die Städte verkaufen konnten. Es war eine schöne Zeit mit liebevollen Begegnungen und ich habe viel bei den Papuas gelernt. Pater Szabo fand ich am Anfang recht schwierig, es kam mir vor, er müsse immer zeigen, dass er der Boss ist. Auch eine junge Frau, Rosemarie, kam auf unsere Missionsstation um mit den Frauen zu arbeiten. Sie und Pater Szabo hatten regelmäßig Streit, die Stimmung zwischen den beiden war meistens spannungsgeladen.

Und dann kam mein erstes Weihnachten in Neu Guinea. Am 23. Dezember war ich spät und müde von Maria, meiner Geliebten zurückgekommen. Es war ein wilder Ritt, 240km mit dem Motorrad durch strömenden Regen, durch zwei Flussfurten, durch Schlammflöcher, über Steine und wackelige Brücken. Auch ein Problem mit den Zündkerzen hatte mich genervt. Gerne wäre ich bei Maria geblieben, aber das hätte mir Pater Szabo nicht verziehen, und Rosemarie wohl auch nicht. Vor allem, weil sie nicht gerne allein mit dem Pater beisammen war. Und ich wusste, dass ich für die Einheimischen in Kasap Teil dieser Missionsstation war und dass sie mich in der Kirche erwarteten, wenn der Pater die Glocke geläutet hatte. Und Maria war der Engel einer anderen Missionsstation.

Am 24. Dezember wachte ich also in Kasap auf und sah aus dem Fenster. Ich sah die schlammige Straße, die Blech-Garage von Pater Szabo, einen Himmel voll grauer Wolken, kein bisschen Schnee und keinen einzigen Tannenbaum. „Teufel, und das soll Weihnachten sein?“ dachte ich. Und mir war kalt. Ohne Sonne kann es kühl werden in den Bergen, vor allem am Morgen. Fast jeder Tag beginnt dort mit Sonne, fast jeden Nachmittag schüttet es. Die ungewohnte Kälte am Morgen hätte zum Dezember gepasst, aber die finde ich auch nur fein, wenn ich eine dicke Jacke an habe oder wenn ich mich in einem behaglich geheizten Raum wärmen kann. Feuerstellen gab es nur in den einheimischen Hütten, nicht im Missionsgebäude. Lustlos ging ich zum gemeinsamen Frühstück mit Szabo und Rosemarie. „Geht es dir nicht gut?“ fragte der Pater. „Schon OK, mir ist nur kalt.“ Da wollte mich Pater Szabo gleich mit Malaria-Tabletten füttern. Das wollte er immer, wenn er Sorge hatte, ich könnte krank werden.

Beim Frühstück waren wir wortkarg, wahrscheinlich dachte sich jeder von uns dreien: „Na das sind ja schöne Weihnachten!“ Nach dem Frühstück kam ein Papua und wollte von mir eine Ente kaufen, um seine kleine Farm zu erweitern. Die Dorfbewohner kannten keine Weihnachtsstimmung und keine Weihnachtsferien, nur in der Abendmesse, wenn der Pater vom Jesu Kindlein erzählte, nicken sie freundlich. Ich überwand mich und ging mit dem Mann in mein Geflügelgehege, in dem ich Tiere für die Leute auf Vorrat hielt. Ich übte mich in Geduld, bis sich der Mann nach einigem Hin und Her für eine Ente entschieden hatte, dann rannten wir dem Vieh hinterher um es einzufangen. Mit einem Sprung in eine Dreckspfütze

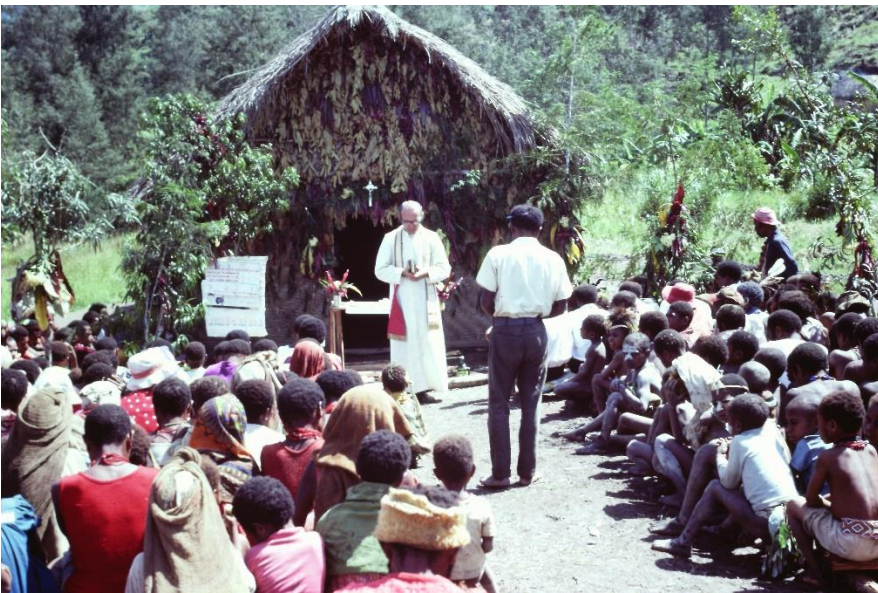
erwischte ich die Ente und verabschiedete mich von ihr. Bald darauf kam einer mit einem Auto, das mehr klapperte als es fuhr und wollte, dass ich ihm helfe den Motor besser einzustellen. Hinter ihm schleppte eine Frau einen Sack Karotten heran, damit ich ihr diesen für die nächste Gemüse-Lieferung in die Stadt abkaufe. Ich hatte wirklich keinen Markttag „ausgesungen“, wie die Leute hier sagen. So sagte ich zu beiden, was ich sonst fast nie sage: „Antip nda, taita!“ also „Heute nicht, morgen!“ „Ich bin ja nicht der Weihnachtsmann“, murmelte ich in mich hinein. Ich dachte an die aufgeregte, feierliche Weihnachtsstimmung, die ich als Kind geliebt hatte. So schenkte ich meinen Hühnern und Enten eine Extraportion Futter. Aber ich glaube, sie haben den Sinn des Geschenkes nicht erfasst, jedenfalls verhielten sie sich wie immer und stritten um die Extra-Körner. „Hallo, heute ist Weihnachtsfriede!“ rief ich ihnen zu, und ich lachte als ich mich so reden hörte.

Ich ging in mein Zimmer und räumte auf, seit langem wieder, seit sehr langem. Seit Wochen war ich nur ins Bett gekommen, wenn ich über Berge von Materialien geklettert war. (Gottseidank war ich topfit.) Vier Kisten voll Gläser und Konservendosen mit Erdfarben, verschieden Sorten von Sand und Lehm, alles für die künstlerische Arbeit meiner Jugendlichen, trug ich in die Garage. Stolz zeigte ich Rosemarie meine meisterhafte Leistung, und sie staunte. „Naja, Weihnachtsputz!“ „Wenn du einen weißen Bart hättest, könntest Weihnachtsmann spielen!“ antwortete sie. Darauf unterwarf ich mich einer ausführlichen Politur mit Rasierer und Schere und zog ein sauberes Hemd an. „Heute muss wirklich Weihnachten sein!“ rief Rosemarie, als sie mich sah.

Pater Szabo sagte, er habe noch viel zu tun, doch er setzte sich in sein Wohnzimmer ohne etwas zu tun. Rosemarie hatte einen kleinen Baum gefunden, der ein bisschen an einen Nadelbaum erinnert. Den baute sie neben dem Pater auf und begann ihn zu schmücken (den Baum, nicht den Pater). Sie holte Papiersterne und Wollfäden, ein buntes Tischtuch und jedes Mal wenn sie ins Zimmer kam, rief Pater Szabo: „Hast du das Christkind gesehen? Ich glaube, das Christkind war schon da!“ Rosemarie kam lachend zu mir: „Ich glaub's nicht, der große Missionar sitzt da wie ein Drei-Jähriger!“ „Na, vielleicht ist ihm der Engel Gabriel erschienen?“ „Ja, sieht so aus, jetzt komm, du Weihnachtsmann, hilf mir kochen!“

So kochten wir voll Eifer bis zur Mitternachtsmette. Diese war am Abend, denn nach dem Sonnenuntergang (das ganze Jahr immer um 6 Uhr) gehen die Dorfbewohner in ihre dunklen Buschhütten und schlafen bald ein. Wir drei waren die einzigen im Dorf, die Weihnachten feierten, sozusagen im Familienkreis. Unser Festtags-Menü war bescheiden und ausgezeichnet, besonders ein Majonäse-Salat, in den wir alles hineingerührt hatten, was wir an Käse, Wurst und Gemüse fanden. Die Vielfalt war auch dringend notwendig gewesen. Da wir beim Zubereiten immer wieder genüsslich gekostet hatten, mussten wir die Schüssel irgendwie wieder auffüllen, sonst wäre nicht viel für das Festmal übrig geblieben.

Besonders gut hatte es das Christkind mit einem Motorradpickzeug getroffen. „Woher das Christkind wohl weiß, was ich brauche?“ fragte ich Rosemarie. „Ist doch klar“, antwortete sie, „wenn du mit dem Motorrad angebraust kommst, sagen die Leute: du fliegst durch den Urwald wie ein Buschgespenst! Du wirst du wohl gestern das Christkind überholt haben!“ „Oh, Schade, dass ich es nicht gesehen hab, ich hätt es gerne aufsitzen lassen.“ „Dann wär es aber auch so dreckig wie du angekommen. Christkind mit Dreckspritzern, Nein, das geht nicht.“ Auch Pater Szabo lachte und überreichte mir einem dicken Brief aus der Heimat, ein paar Tage zuvor war er in der Stadt bei unserem Postfach gewesen. Briefe von daheim waren etwas besonders Wertvolles. „Wieso bekomm ich den erst heute?“ „Schau mal was da drauf steht: ‚Erst am Heiligen Abend öffnen! du hättest sicher nicht gewartet.‘“ „OK, Danke.“ Ich riss den Brief auf. Zwischen buntem Briefpapier mit lieben Worten meiner Eltern und Brüder fiel mir österreichische Schokolade entgegen. Diese überzeugte mich endgültig, dass wirklich Weihnachten war.



Text und Fotos: Paul Lahninger